

Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann

Ewigkeitssonntag, 24. November 2019, 10 Uhr

Predigt über Matthäus 25, 1-13

Gnade sei mit euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Jesus Christus.

Liebe Gemeinde, wie wird das Himmelreich sein? Der neue Himmel und die neue Erde? Wie wird das sein? Noch stehen wir draußen vor der Tür. Ein kurzer Blick nur wird uns gestattet, wie durch einen Spalt. Dahinter das Reich der abgewischten Tränen. Fest und Gesang. Noch stehen wir draußen vor der Tür und säen mit Tränen. Noch bedrängen uns die alten Fragen. Wo sind unsere Verstorbenen? Wir gehen zu den Gräbern – und wissen doch, hier sind sie nicht. Aber wo dann? Und: Wie mag es ihnen gehen, dort, wo sie sind? „Man soll nicht mehr hören die Stimme des Weinens und des Klagens“, so ist es verheißen. Doch noch fließen unsere Tränen. Noch fehlen die Verstorbenen so sehr. Und ihre Abwesenheit ist die tiefste Erfahrung für viele. Die Leere, die sich ausgebreitet hat und schlimmer ist als die Trauer. Noch säen wir mit Tränen. Und was erwartet uns am Ende unseres Lebens? Was wird da sein? Vage bleiben da die biblischen Schriften. Es ist als versperrte eine Tür die Sicht. Für die einen ist sie ein Deckel, verschraubt und Erde drauf. Noch ein paar Blumen als letzter Gruß. Den Rest besorgt die Natur. Für uns ist diese Tür wie ein Tor, hinter dem sich ein Geheimnis verbirgt, das wir erahnen, das wir ersehnen. Das die Bibel umspielt mit Andeutungen: keine Tränen mehr. Licht. Frieden. Geborgenheit. Die neue Welt mit offenen Toren. Das Reich der Himmel. Gegenwart Gottes.

Das Himmelreich gleicht zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen hinaus, dem Bräutigam entgegen. Aber fünf von ihnen waren töricht und fünf waren klug. 3 Die törichten nahmen ihre Lampen, aber sie nahmen kein Öl mit. 4 Die klugen aber nahmen Öl mit in ihren Gefäßen, samt ihren Lampen.

Die Zeit vergeht, die Nacht ist dunkel. Schlaf überfällt sie alle. Als der Bräutigam dann endlich kommt, beginnen die Törichten zu rennen. Sie haben kein Öl, sie laufen zum Händler, sie rennen zurück zur Tür des Festsaa's. Doch es ist zu spät. Schwer ist die Tür ins Schloss gefallen. Ein Ton der Endgültigkeit dröhnt durch diese Geschichte. Auch wir wissen vom Zuwenig und Zuspät. Und wenn das Vertrauen unter uns groß genug wäre, was könnten wir einander alles erzählen von verpassten Chancen und ungesagten Worten? Davon, was ich noch so gerne getan hätte, mitgeteilt, geteilt. Was ich noch so gerne geklärt hätte. Ein Wort der Liebe, eine Bitte um Vergebung, ein letztes: Es ist alles gut jetzt. Wir könnten erzählen von zerrissenen Bindungen, von sich schließenden und lang – zu lang – verschlossenen Türen. Von ablaufenden und abgelaufenen Fristen und von eigenen und fremden Dummheiten. Töricht sind wir alle. Wer von euch ohne Torheit ist, der werfe den ersten Stein. Lange hat mich die Frage beschäftigt, was eigentlich in denen vorgeht, die nicht rechtzeitig für das Öl gesorgt haben. Sind sie gleichgültig? Haben sie sich verrechnet? Waren sie einfach mit anderem beschäftigt? So wie wir ständig mit anderem beschäftigt sind? Abgelenkt durch die Anforderungen des Alltags. Es muss ja alles weitergehen. Eigene Prioritäten wurden gesetzt. Was jetzt wichtig ist und was nicht. Wir entscheiden uns immerzu. Für anderes ist ja später noch Zeit, denken wir. Und schieben es hinaus. Schieben es – als wären wir die Herren unserer Zeit. Als habe sich die Zeit unseren Absichten zu fügen. Die Zeit, sie wird gespart, gewonnen, kalkuliert. Wir messen sie, kontrollieren sie, planen sie, wollen sie im Griff haben. Doch die Zeit erweist sich besonders widerspenstig gegenüber der Absicht, sie unter Kontrolle zu bringen.

Um Mitternacht aber erhob sich lautes Rufen: Siehe, der Bräutigam kommt! Geht hinaus, ihm entgegen!

Auch der Bräutigam entzieht sich der Bemächtigungslogik. Er kommt wann er will. Zu spät. Oder zu früh. Er durchkreuzt die Berechnungen. Die jungen Frauen ohne Öl, sie meinen zu wissen, wann er kommt. Sie waren bereit, als er nach *ihrer* Meinung kommen sollte. Aber sie waren nicht bereit, als er tatsächlich kam. Und dann sind plötzlich Türen und Wege verschlossen, auf die man zuvor meinte, ein unverbrüchliches Anrecht zu haben. Oder haben sie ihn gar nicht wirklich erwartet? Hatten sie die Hoffnung schon aufgegeben? Spricht aus ihnen diese leise Resignation, dieses schleichende Gift, das die Hoffnungsflamme erlöschen lässt? So lange gewartet, das wird doch nichts mehr. Hatten sie schon längst nicht mehr das Udenkbare erwartet. Schon längst nicht mehr diese Sehnsucht, die den Blick nach vorn zieht, über den Horizont unseres Alltags hinaus. Längst nicht mehr hoffen, dass Gott schon nah ist. Dass er schon da ist, schon mitten in den Wunden unserer Abschiede gegenwärtig ist. Das ist doch die Hoffnung, für die das Gleichnis uns gewinnen will. Das wäre jene „größere Hoffnung“ zu der Ilse Aichinger uns mahnt, wenn sie schreibt: „Erwartet das Unerwartete. Erwartet nicht, dass eure Uhr ganz genau geht und euer Kragen ganz richtig sitzt. Erwartet nicht, dass es still wird draußen hinter den Läden, wenn der Sturm nachlässt. Erwartet, dass er zu singen beginnt.“ (Ilse Aichinger, Die größere Hoffnung, Frankfurt am Main 1992, 212.)

10 Und als sie hingingen zu kaufen, kam der Bräutigam; und die bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit, und die Tür wurde verschlossen. 11 Später kamen auch die andern Jungfrauen und sprachen: Herr, Herr, tu uns auf! 12 Er antwortete aber und sprach: Wahrlich, ich sage euch: Ich kenne euch nicht.

Ich kenne euch nicht. Warum erkennt er sie nicht? Haben sie sich verändert? Sind ihre Gesichter verzerrt, gar maskiert? Wenn die Hoffnung verloren geht, wer nur noch das Erwartbare kennt, wenn wir nur noch glauben, was wir sehen und nur noch darin unser Vertrauen geben, was wir selbst im Griff haben, dann verändern wir uns bis zur Unkenntlichkeit. Wer bin ich ohne meine Hoffnung? Bin ich dann noch ich? Wo keine Hoffnung ist, gehe ich mir selbst verloren. Haltloses Leben. Mit kalter Wucht fällt die Tür ins Schloss. Aber so sind wir nicht, liebe Gemeinde! Wir haben Hoffnung! Hoffnung für uns selbst und Hoffnung für unsere Verstorbenen. Wir sind nicht bereit, diese Hoffnung fahren zu lassen. Wenn die Spötter uns belächeln, lachen wir hoffnungsfroh zurück. Wenn die Zweifel uns bedrängen, lassen wir uns gesagt sein, dass der Tod besiegt ist. Ja, mehr noch, mit jeder Geste, mit der wir uns um die Strebenden kümmern, mit der wir die Lippen des Sterbenden benetzen, ihn besuchen und seine Hand halten und beten und Schweigen im Angesicht der Vergeblichkeit, mit all dem bezeugen wir die Hoffnung, dass die Liebe stärker ist als der Tod. Wir begegnen dem brennenden Schmerz mit brennender Liebe. Und wir bestehen darauf, dass einmal wahr werden wird, was uns verheißen ist: dass die Tränen einmal abgewischt werden, dass Wolf und Lamm beieinanderliegen und der Löwe Stroh fressen wird wie das Vieh. Ja, dass der Tod, der kalte Zerstörer einmal besiegt ist in Ewigkeit. Wir tragen die Fackel der Hoffnung, wir tragen das Licht weiter, bis in die dunkelsten Ecken unserer Seele.

Mag sein, dass es uns manchmal scheint, als sei die Tür ins Schloss gefallen. Aber wir haben nicht nur diese Geschichte, wir haben auch die Zusage Jesu Christi, dass wer anklopft, dass dem aufgetan wird, dass, wer bittet, finden wird und dass die Letzten einmal die ersten sein werden. Wir nehmen Christus beim Wort. Und überlassen ihm jedes weitere Urteil. Mag sein, dass uns manchmal scheint, als sei die Tür ins Schloss gefallen. Aber es ist nur noch eine Woche noch, liebe Gemeinde, dann werden wir singen, dass die Tore weit und hochgemacht werden. Wir werden singen, dass da einer kommt, dem auch die Türen zu den Häusern verschlossen waren und der dennoch die Tür aufschließt zum schönen Paradies. Welch ein Geheimnis wird an uns geschehen! Noch warten wir in Dunkelheit und Nacht auf den Bräutigam, wir warten. „Wir sind noch nicht im Festsaal angelangt, aber wir sind eingeladen, wir sehen schon die Lichter und hören die Musik“ (Ernesto Cardenal). Amen.